

Princess war angesteckt worden von der fiebrigen Stimmung, die damals, im April 1994, ganz Südafrika erfasst hatte. Princess war unsere Hausangestellte in Johannesburg, eine dicke, behäbige, humorvolle Frau, die eigentlich Nolizwe Mneno hieß. Sie hatte sich umgetauft, weil sich die Weißen afrikanische Namen schwer merken können.

Am Monatsende stand die erste freie Wahl in der Geschichte des Landes an, und erstmals sollten alle Bürger teilnehmen dürfen; schwarze, weiße, farbige. Der Untergang der Apartheid machte Schlagzeilen in aller Welt, ein epochales Ereignis, über das nahezu 400 Korrespondenten berichteten. Ich war einer von ihnen.

Am 16. April, elf Tage vor der „Mutter aller Wahlen“, begleitete der Pressetross Nelson Mandela, den kommenden Präsidenten, in die Township Umlazi bei Durban. Es war einer seiner letzten Auftritte vor der Wahl, rund 50 000 Menschen hatten sich unter freiem Himmel versammelt, sie tanzten, trällerten und feierten den Freiheitskämpfer wie einen Messias.

Das Ende der weißen Herrschaft war nah, ein Traum Afrikas wurde wahr in der Kap-Republik. Das war die Nachricht, die Geschichte jener Tage. Weil niemand das Ausmaß des Alptraums ahnte, der sich zeitgleich im Zentrum des Kontinents ereignete. Auch ich nicht. Auch ich schrieb damals, aus der Ferne, unverzeihliche Texte, für die ich mich bis heute, 20 Jahre später, schäme.



Die ersten Meldungen aus dem 4000 Kilometer entfernten Ruanda waren konfus: militärisches Kräftemessen, blutige

Offene Wunden



Foto-Essay Zehntausende Amputierte sind die lebendige Erinnerung an den Völkermord in Ruanda. Der Fotograf Tomaso Clavarino war Januar und Februar 2014 vor Ort und erzählt für den SPIEGEL von Menschen, die in einer Gesellschaft leben, die ihre eigene Vergangenheit gern vergessen würde. (TOMASO CLAVARINO)

Unruhen, ethnisches Gezänk, Bruderzwist. Im SPIEGEL, Ausgabe 16/1994, stand: „Anarchie, die aus sich selbst lebt“. Typisch Afrika eben. „Ruanda?“, meinte ein britischer Kollege, „da hauen sich wieder mal die Tutsi und die Hutu die Köpfe ein, der ewige Stammeskrieg.“



„Seit sie vier Jahre alt ist, lebt Prisca mit künstlichen Beinen aus Stoff und Holz. ‚Ich erinnere mich - es war am frühen Morgen, als sie wie Verrückte durch die Tür unseres Hauses stürmten. Sie nahmen meine Eltern und meine ältere Schwester mit und brachten sie zur Kirche von Shyorongi. Sie töteten sie mit Macheten, wie Vieh. Danach schmissen sie die Leichen in den Fluss Nyabarongo.‘ Prisca konnte gemeinsam mit ihrer kleinen Schwester fliehen. Sie rannten über die Felder, bis Prisca auf eine Landmine der Hutu trat. ‚Es war ein Wunder, dass ich überlebt habe‘, sagt sie heute. ‚Aber mein Leben war ruiniert. Ich musste unser Haus verlassen, weil die Nachbarn, die meine Familie getötet hatten, einige Zeit später wieder in das Haus nebenan einzogen. Die Leute fragen mich ständig, ob ich den Hutu vergeben könne. Ich antworte immer: Nein, ich kann ihnen nicht vergeben.‘ Als wir uns trafen, hatte Prisca Probleme zu sprechen, und sie hat geschluchzt. In diesen Momenten fiel es mir schwer, überhaupt Fotos zu machen.“

Foto: TOMASO CLAVARINO



„Dassan, heute 34, verlor mit 14 Jahren seine gesamte Familie im Genozid der Hutu an den Tutsi. Auch ihn wollten sie mit Macheten töten. Dassan verlor zwar seinen Unterarm, aber er überlebte. ‚Eine Gruppe von Hutu-Milizen kam eines Abends in unser Dorf. Sie brachten alle Tutsi auf einen Sportplatz, schlugen mit Macheten, Stöcken und Steinen auf sie ein. Als sie mir meinen Unterarm abhackten, wurde ich bewusstlos. Die Milizen dachten wahrscheinlich, ich sei tot, und ließen mich liegen. Als ich erwachte, schleppte ich mich zur Kirche. Dort desinfizierte der Priester aus Burundi meine Wunden und brachte mich zum nächsten Krankenhaus.‘ Dassan zeigte mir den Fluss Nyabarongo und erklärte, dass 1994 Hunderte von Tutsi-Leichen darin versenkt wurden. Auch nach 20 Jahren erschien mir der Fluss noch immer von Blut durchzogen.“

Foto: TOMASO CLAVARINO



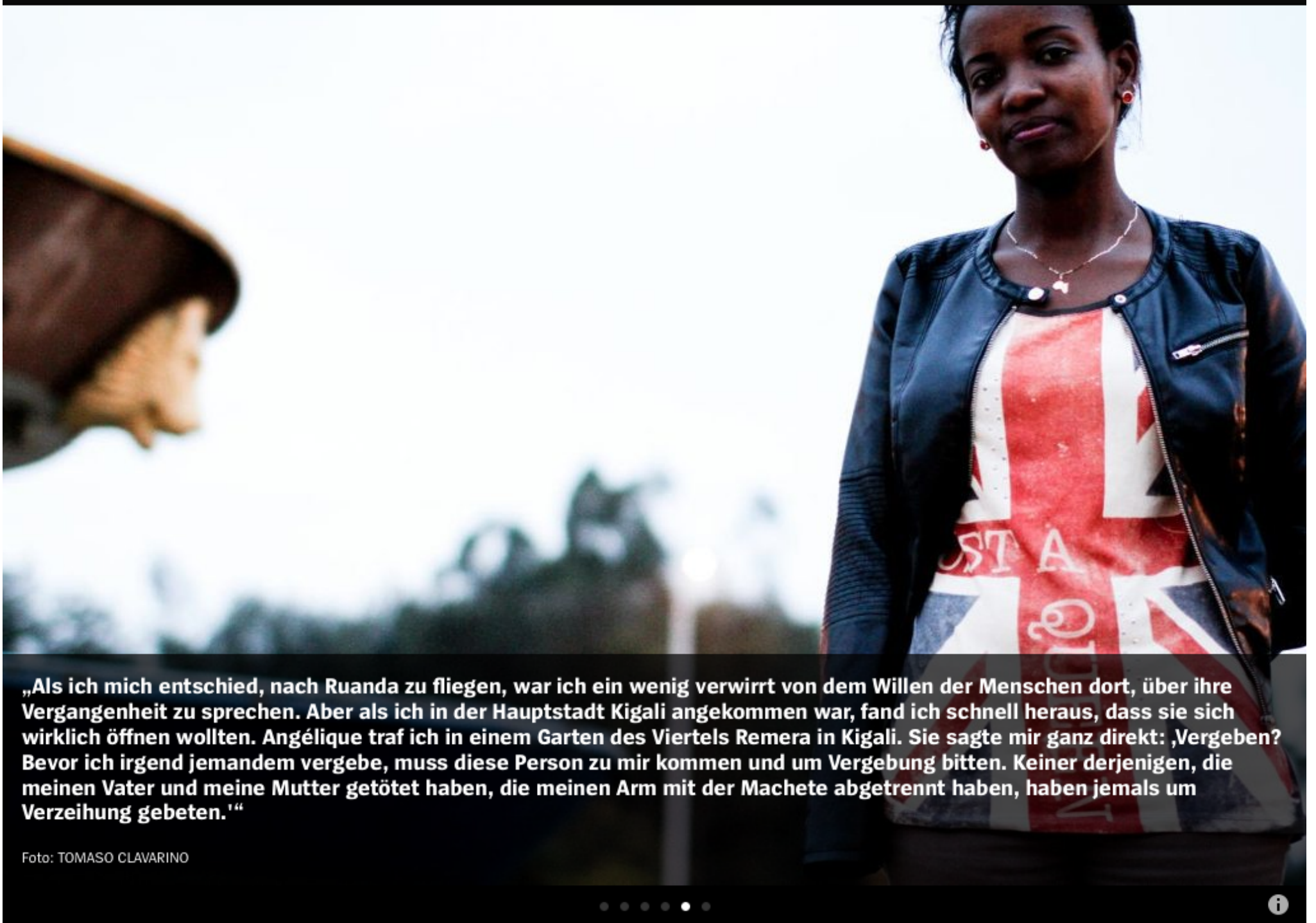
„Eugenie, 33, lebt allein in einem Haus nahe Rwamagana im Osten des Landes. Im Juli 1994 musste sie sich beide Beine amputieren lassen. Sie floh von zu Hause, nachdem ihre Familie abgeschlachtet worden war, und versteckte sich eine Woche lang zwischen Schilf hüfttief im Wasser. Als man sie fand, waren ihre Beine abgestorben, man konnte sie nur noch amputieren. ‚In den letzten 20 Jahren habe ich mit der Hilfe ein paar übrig gebliebener Freunde allein gelebt. Es ist unmöglich für mich, Arbeit zu finden und ein anständiges Leben zu führen. Ich bin dazu verurteilt, in dieser Lehmhütte zu bleiben. Die Wunden des Genozids sind tief und offen.‘“

Foto: TOMASO CLAVARINO



„Ngaboy war auf Seiten der Rebellen und hat während der Kämpfe 1994 ein Auge und beide Hände verloren. Mir erzählte er mit leiser Stimme: ‚Die Regierung tut zwar einiges, um das Land zu befrieden. Aber es wird lange dauern und schmerzhaft sein. Es ist keinesfalls sicher, dass es gelingen wird. Sie erzwingen einen Prozess, der natürlich und spontan sein soll. Dabei entsteht die Gefahr, dass unterdrückte Spannungen früher oder später wieder aufflammen könnten. Ruanda ist wie ein Schnellkochtopf: Wird der Druck zu groß, kocht er über.‘“

Foto: TOMASO CLAVARINO



„Als ich mich entschied, nach Ruanda zu fliegen, war ich ein wenig verwirrt von dem Willen der Menschen dort, über ihre Vergangenheit zu sprechen. Aber als ich in der Hauptstadt Kigali angekommen war, fand ich schnell heraus, dass sie sich wirklich öffnen wollten. Angélique traf ich in einem Garten des Viertels Remera in Kigali. Sie sagte mir ganz direkt: ‚Vergeben? Bevor ich irgend jemandem vergebe, muss diese Person zu mir kommen und um Vergebung bitten. Keiner derjenigen, die meinen Vater und meine Mutter getötet haben, die meinen Arm mit der Machete abgetrennt haben, haben jemals um Verzeihung gebeten.‘“

Foto: TOMASO CLAVARINO



„Ich bin es gewohnt, mich bei meiner Arbeit mit leidenden Menschen zu beschäftigen. Aber dieses Mal war es besonders heftig. Denn obwohl die schmerzlichen Ereignisse schon so lange zurückliegen, erfuhr ich hier in Ruanda, wie tief Hass und Gewalt sich in die menschliche Seele eingraben können.“ Der italienische Fotograf und freie Journalist Tomaso Clavarino beschäftigt sich vor allem mit den Folgen von Konflikten und mit Menschenrechtsfragen. Er fotografierte nach dem Militärputsch in Guinea-Bissau 2012 und bei Unruhen im Zusammenhang mit dem Arabischen Frühling in Tunesien. Die Fotos zu dieser Geschichte entstanden im Rahmen eines Stipendiums des Pulitzer Centers on Crisis Reporting.